

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 86 (1992)
Heft: 9

Artikel: Zu Rolf Germann-Gehrets Religionskritik : wo bleibt die Hoffnung?
Autor: Altwegg, Leni
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wünscht, die Theologin wäre gleichzeitig gewesen mit den Psychoanalytikern. So oder so müssen wir sagen, kritisch, aber nicht besserwisserisch, dass es nach dem Zusammenbruch des Faschismus zwanzig Jahre dauerte, bis öffentlich verhandelt wurde, was uns heute so wichtig dünkt.

Nach meinem Theologiestudium hatte ich eine erste Arbeit in Berlin. Das war 1965 bis 1967, wo ich eine ganze Anzahl evangelischer *Pfarrer aus Ostberlin und der DDR* kennenlernte. Die versuchten tatsächlich, die Tragödie zu erkennen und daraus Lehren zu ziehen. Sie waren eine Minderheit, aber es gab sie. Allerdings war ihr Sprachgebrauch schon für meine damalige Empfindung und erst recht im Rückblick merkwürdig kirchlich traditionell geblieben. Ich sage das nicht, um ihre Arbeit herabzusetzen, es gäbe auch verschiedene Gründe aufzuzählen, warum das so war, und sie standen ja im SED-Staat auch nicht in Gefahr, dass ihre Art zu reden mit dem Diskurs der Macht verwechselt würde. Es dauert also bestürzend lang (das ist die Frage, die ich mit Ihnen teile), bis das, was ich an schwieriger Erfahrung mit Hilfe meiner geerbten Spra-

che anfangs zu verstehen, diese selber verwandelt und sich angemessen macht.

Barth war kein Ratzinger

Umgekehrt ist es leicht, einer Sprache der Vergangenheit Unangemessenheit vorzuwerfen. «Ich brauche keine <Offenbarung>, die <senkrecht von oben> auf den Kopf fällt», formulieren Sie an die Adresse der Dialektischen Theologie. Aber Barth war kein Ratzinger, er verwendete diese Leitwörter für seinen Befreiungsakt während und nach dem Ersten Weltkrieg, als er sich von den Theologien des Guten Willens liberaler und positiver Prägung, hurrapatriotisch und harmoniebedacht alle beide, freikämpfte. Seine Sprache ist aggressiv und schön expressivistisch, als Herrschaftssprache ist sie nicht entworfen worden.

Lieber Herr Germann, ich würde Sie gern weiter hören und lesen, aber nehmen Sie mir nicht den Schnauf und den Platz weg, das ist keine gute Bedingung zum Zuhören, darum wurde ich ein wenig schrill.

Hans-Adam Ritter

Wo bleibt die Hoffnung?

Lieber Rolf, wenn es diesbezüglich noch Zweifel gegeben hätte, so hat Dein Vortrag im Volkshaus die letzten getilgt: Dass Du mich seinerzeit als Praktikums-Leiterin erwählt hast, geschah nicht meiner Theologie wegen, und leider auch kaum deswegen, weil meine Art, Pfarrer(in) zu sein, dem entsprach, was Du Dir von einer Kirche wünschtest. Du hast es – vermutlich – mit mir versucht, weil ich erstens eine Frau (und darum wohl etwas weniger anfällig für Dogmatismus) und zweitens als «links» bekannt (oder berüchtigt) bin – Wesens-Merkmale, die mich in dieser Kombination als einer Wahl in den Kirchenrat unwürdig erscheinen liessen. Möglicherweise war ein dritter positiver Faktor mein Alter, das ebenfalls eine gewisse Distanz zu kirchlichen Absolutheiten vermuten liess. Du warst kein bequemer Praktikant – und ich vielleicht eine zu bequeme Praktikums-Leiterin. Aber

wir haben unser gemeinsames Jahr jedenfalls recht friedlich verlebt. Allerdings fürchte ich, dass ich mehr von Dir lernen konnte als Du von mir. Mindestens ist es mir nicht gelungen, Deine negative Einschätzung von Kirche und Klerus zu mildern.

«Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht»

So ging ich denn beim Anhören Deines Referates anfänglich auf vorsichtige Distanz. So neu sei ja das alles auch wieder nicht, fand ich zum Beispiel – und gedachte einiger philosophischer Agnostiker, die ich immerhin innerhalb des Studiums kennengelernt hatte. Dann – etwas müde von der Anstrengung, Dir zu folgen: Besonders hilfreich oder weiterbringend sei ja so ein Rundumschlag ebenfalls nicht. Aber die Distanz hielt nicht vor. Schliesslich sass ich dicht neben Deiner Frau, die ich unter anderem auch

deshalb gern habe, weil sie Deine Frau ist. Und ich dachte an Deine zwei Buben, meine Patenjungen, denen Du ein so zärtlich-verständnisvoller und geduldiger Vater bist. Und dann berührte mich die sanfte Melancholie Deines Ausdrucks – mir ebenfalls nicht unbekannt –, die in seltsamem Kontrast stand zu der Schärfe der ausgesprochenen Vorwürfe.

Auf theologischer Ebene kann und möchte ich Dir gar nicht viel entgegenen. «Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.» Ich weiss nicht mehr, wo ich diesen Satz gelesen habe; aber er gefällt mir. Ich erinnere mich aber, schon während des Studiums gehört zu haben, man sollte von Gott *nicht in Seins-Kategorien* reden, sondern als Ereignis, Prozess etc. Damit müsste dann eigentlich die Absolutheit von Behauptungen allgemeiner Wahrheiten wegfallen. Ich meine, es seien unser gar nicht so wenige, die sich darum bemühen, so von Gott zu reden. Und ich meine auch, wenn ich eine Erkenntnis, die mir aufgegangen ist, als (vorläufig) letzte mitteile, auch ohne schon alle Gegenargumente selber anzuführen, sei damit nicht schon bewiesen, dass ich sie für endgültig und ausschliesslich halte. Die Metaphysiker gibt es nach wie vor – ich lasse sie nach Möglichkeit rechts liegen.

Deine *Kritik an der Kirche* teile ich ebenso weitgehend. Die Kirche ist meistens nicht besser (oft sogar übler) als die Gesellschaft, zu der sie gehört. Wie sollte sie auch? Es sind ja dieselben Menschen, die beide bestimmen. Und hier wie dort braucht es sehr viel Mut, um nicht konform zu sein, sich dem herrschenden Trend entgegenzustemmen. Immer mutig zu sein, aber erfordert fast übermenschliche Kraft, und ich fürchte, viele Helden und Heldinnen beziehen sie daraus, dass sie ihre Einsichten absolut setzen und ihrerseits dogmatisch werden. Das Verlangen, sicher zu sein, richtig zu liegen, scheint zu den menschlichen Urtrieben zu gehören.

Darum müsste ich Dir ja vielleicht die Frage stellen, ob Du zwischen Verzweiflung (falls es einen Gott gäbe) und Verzweiflung (falls es keinen gäbe) nicht daran verzweifelst, dass Du nur eines sicher weisst, nämlich dass Du es mit Sicherheit nie wissen wirst. – Ich vermute, jeder denkende Mensch wird diese «Position offenen

Schwebens» schon erlebt haben. Was es bringt, sie um der intellektuellen Redlichkeit willen durchzuhalten, weiss ich nicht – ich möchte es auch nicht versuchen.

Als Frau, die mehr dem Boden verhaftet ist als dem Schweben, als trotz dem Zusammenbruch im Osten immer noch überzeugte (eher noch überzeugtere) «Linke», als Älternde, die gelernt hat, absolute Positionen irgendwelcher Art zwar in ihren Auswirkungen, nicht aber in ihren Wahrheitsansprüchen ernst zu nehmen, sehe ich in den Verzweiflungen, zwischen denen Du schwebst, weniger die Spaltung als den Widerspruch. Spaltung ist (meta-)physisch, *Widerspruch dialektisch*. Lieber möchte ich sagen: dialogisch, denn nur im Sprechen miteinander, in der Beziehung zwischen Gegensätzen, kann ich an Entwicklung auch im Hegelschen Sinne glauben.

Für eine Theologie der Beziehung

Wo ich am meisten von dem gefunden habe, was mich tröstet, ist in dem Buch der amerikanischen Feministin *Carter Heyward* «Und sie rührte sein Kleid an» (Stuttgart 1986). Heyward macht den ganz seltenen Versuch einer feministischen Systematik und nennt ihn: «eine Theologie der Beziehung». Dieser (Unter-)Titel sagt schon das Wesentliche: Heyward hält sich an das, was wir nach ihrer Erfahrung von Gott allein zu erkennen imstande sind: die Liebe im zwischenmenschlichen, zwischengeschöpflichen Bereich. Alles andere bleibt offen. Ihr Ansatz ist biblisch, insofern die Bibel «im Interesse der Unterdrückten spricht», sie schliesst aber andere Traditionen nicht aus. Einsetzend bei Martin Buber («Im Anfang war die Beziehung»), endend mit Eli Wiesels Hölle in Auschwitz (in der die Zerstörung der Beziehungsfähigkeit als Tod «erlebt» wird) und seinen Fragen an Gott (bei Wiesel wie so oft ist festzustellen, dass die Frage nach Gott aus dem Leiden heraus ganz anders gestellt und vor allem beantwortet wird als aus der Distanz der von aussen Anteilnehmenden), wendet sie sich explizit gegen alle anti-jüdischen Ansätze in der christlichen (auch feministischen) Theologie. «Gerechtigkeit» heisst für sie nicht einfach Gleichberechtigung von Rassen und Geschlechtern im liberalen Sinn, d.h. unter Belassung vorhande-

ner Strukturen, sondern eine grundlegende Umkrepelung der Gesellschaft, so dass alle, aber wirklich alle Optionen haben für die Gestaltung ihres Lebens. Dafür sich einzusetzen, bedeutet Passion, bedeutet sich in eine Reihe zu stellen mit Jesus, um «mit Gott gemeinsam die Welt zu schaffen» – to god, wie sie das mit einem unübersetzbaren Ausdruck nennt. Der englische Titel des Buches heisst: «The Redemption of God» – die Erlösung Gottes. Das heisst: Nur gemeinsam, in Beziehung, in Liebe, werden Gott und die Welt erlöst.

Was Du Utopie nennst, nenne ich (auch) *Hoffnung* – eine Schöpfung aus phantasievollen Entwürfen, aber auch aus ganz realen Taten von Einzelnen und Gruppen, auch wenn sie alle mit unzähligen Fehlern und sogar Bosheiten behaftet sind. Vergebung ist ja nicht die Verharmlosung des Bösen (um auf Dein Dostojewski-Zitat zurückzukommen), sondern die Feststellung, dass das Gute trotz dem Bösen wachsen darf.

In nun schon langjähriger Beziehung,

Leni Altwegg

Eine «Ent-Gegnung»

Lieber Rolf, ich verfolge seit einiger Zeit Deine Auseinandersetzungen mit Religion und Psychoanalyse. Ich habe Deinem Diskurs weder psychoanalytisch noch theologisch etwas entgegen-zu-setzen. Ich kann und will nicht in eine intellektuelle Polemik mit Deiner Position zwischen den Fronten eintreten. Ich kann Dir bloss mitteilen, dass dieser Dein Zwischen-Ort – wohl auch ein Nicht-Ort, eine U-topie – mich fasziniert und die Art, wie Du Dich darin aufhältst, im bedeutendsten Sinn irritiert. Denn, soviel ist deutlich, solcher Ort wurde von Dir nicht in abstracto bezogen, sondern aus einer *Biographie* heraus. Du bist unverkennbar Theologe geblieben, wenn Du (aufklärerisch-) psychoanalytisch argumentierst – letztlich gegen Kirchen und ihre Verwaltungen der «Guten Nachricht». Und Dich treibt der «furore» des Denken-müssens, wenn Du Dich wieder einlässt auf das, was ich einmal in einem *furore poeticus* «eine alte Sache, so alt wie unsere Seelen» genannt habe, die Sache eines *deus semper minor*, eines immer kleiner werdenden Gottes in einer zerfallenden Welt.

«Die Zerstörung der Sinnlichkeit»

Ich könnte Dich allenfalls daran zu erinnern versuchen, dass Du aus meiner Sicht den Psychoanalytiker *Alfred Lorenzer*, der sich im ersten Satz seiner *Religionskritik*, dem «Konzil der Buchhalter», klar als «Atheisten» bezeichnet, zu schnell beiseite

schiebst, dessen Sorge und die Wut darüber, dass eine sich «modernisierende» Kirche nichts tut, als das zerstören, was einzig human an ihr war, die Welt der «Symbole». Der Untertitel zu Lorenzers Buch, der für mich einzig bedeutenden «Religionskritik» aus psychoanalytischer Sicht, die ich seit langer Zeit, fast seit Freud (!) kenne, heisst denn auch «Die Zerstörung der Sinnlichkeit». Aber da wäre zuerst ein ausführliches Gespräch zwischen uns nötig. Nur so viel möchte ich – katholisch-autobiographisch – anmerken: Die Kirche, eine damals, zur Zeit meiner Adoleszenz, in der Innerschweiz noch annähernd «barocke», trug – ex contrario – nicht wenig zur Rettung meiner eigenen Sinnlichkeit bei. Ich meine das weder nostalgisch noch gar dankbar; da lief das meiste unter dem Aspekt «Sünde», aber es lief halt, und was lief, musste ich dann später durchaus psychoanalytisch «durcharbeiten».

Da ist noch eine Wette offen

So setze ich Dir eigentlich gar nichts entgegen, sondern gebe, aus anderer Erfahrung (und anderer Biographie) herkommend, Dir einiges, ganz wenig, zu bedenken. Du hast Dich kürzlich anlässlich einer Lesung mit Texten von mir, die im weitesten Sinne von Gott handeln, gewundert, wie unbedenklich ich von Gott rede. Ich lasse mir zu meiner «Verteidigung» *die Sölle* zu Hilfe kommen, die vor kurzem in einem Interview in Radio DRS sagte, die Rede über Gott müsste viel-